

Vorwort

Mein Bezugstext ist „Milch und Kohle“ von Ralf Rothmann. Mir liegt dieser Text nicht nur näher, da er ein Roman ist, sondern auch finde ich es interessant, wie er über das Leben im Ruhrgebiet schreibt. Eine gewisse Melancholie herrscht in der Erzählung, welche mit kurzen Sätzen im moderneren Stil berichtet. Dadurch erscheinen die Darstellungen schnell und wesentlich sowie in Gedankenform. Das familiäre Verhältnis vom Ich-Erzähler, Bruder, Mutter und Vater zeigt zudem viele Stellen auf, die eine Problematik in diesem Kreis sichtbar machen. Besonders charakterisierend finde ich, wie in einzelnen ‚Episoden‘ die Kinder kaum beachtet oder wertgeschätzt und Angelegenheiten eigentlich nie direkt angesprochen werden, selbst wenn sie die Familie belasten. Die Kinder sind viel mehr auf sich allein gestellt, und nur ab und an kommen Mutter und Vater in Extremsituationen auf sie zu oder die Kinder nehmen ungewollt an ihnen teil, so dass sie überlastet damit scheinen, wie vor allem an der Figur des Bruders deutlich wird. Doch auch die Erwachsenen sind mit ihrem Leben deutlich überfordert, was daran zu erkennen ist, dass der Vater trinkt und die Mutter eine Liebschaft hat, die Familie verlassen will und dem Ich-Erzähler viel über ihre schlimme Situation ‚anvertraut‘, wobei wirkliches Vertrauen hier kaum besteht. Obwohl der Roman keine Kapitelüberschriften enthält füge ich meinem Text eine hinzu, da das Schweigen ein zentrales Motiv ist. Beweggründe sind solche wie im Roman, da etwas Grundlegendes in der Familie nicht zu stimmen scheint und besonders die Kinder mit ihren Gedanken allein gelassen werden. Den knappen Erzählstil versuche ich nachzuahmen, auch wenn der Inhalt nur vergleichbar ist und Reflexionen eingebaut sind, welche die erfahrene zumindest körperliche Nähe der Personen zeigt. In Bezug auf den Prätext stellt meine Fassung also eine Variation der gegebenen Elemente dar.

Wir warteten auf dem Parkplatz vor dem Krankenhaus. Einige Zeit war schon vergangen, und bisher hatten meine Oma und ich noch kein Wort miteinander geredet. Obwohl sie vor mir saß, war sie weit weg. Und auch ich war in Gedanken nicht hinten auf dem Rücksitz. Ich fragte mich, warum man mich mitgenommen hatte, wenn man mir doch eh nichts erzählte.

Ich erinnerte mich nur daran, dass meine Mutter vor einigen Wochen beim Arzt war, welcher sich bei einer Diagnose recht unsicher war und sie daraufhin zur Untersuchung ins Krankenhaus schickte. Fast hatte ich das vergessen. So lang schien es schon her, als meine Mutter an diesem Nachmittag nach Hause kam. Sie machte sich Sorgen. Aber das tat sie immer. Jede Woche hatte sie ein Ziehen hier und ein Ziehen dort, einen stechenden Schmerz an Stellen, die ich an mir nie entdecken konnte. Sie fragte dann meist ihre kleine Tochter, ob sie das auch schon einmal gehabt habe. Oft sagte ich ja, um meine Mutter zu beruhigen, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass es etwas Schlimmes war. Und das nicht nur, weil ich mal etwas über Hypochondrie im TV gesehen hatte.

Doch dieses Mal war es anders. Sie redete nicht darüber. Ihr Gesichtsausdruck war lediglich ein anderer. Ich wusste nicht, was er bedeutete. Nur Angst machte er mir. Wie ihr Schweigen. Denn sonst hatte ich nur in der Nacht meine Ruhe vor ihrer Mitteilungsbedürftigkeit.

Der Himmel war strahlend blau und die Sonne erhitzte das schwarze Auto wie jeden Sommer so sehr, wenn meine Mutter stets fluchte und „Schweißausbrüche“ bekam. Doch heute ging auch ein kühler Wind, der mich selbst im hintersten Teil des Wagens erreichte, wo ich mich hingeflüchtet hatte.

Endlich kam meine Mutter wieder. Schon von weitem sah sie verstreut aus, die Haare waren unordentlich und bei jedem Schritt schien sie zu schnaufen. Meine Oma und ich waren aber zuerst nur froh, dass das lange Warten vorbei war. Doch beim Näher kommen erkannte meine Oma die Fassung meiner Mutter und wurde gleich wieder still. Längst hatte ich das Gefühl, sie wisse mehr als ich. Und als meine Mutter am Auto angelangt war, nahm sie meine Oma mit und sprach in sicherer Entfernung mit ihr. Beide kehrten zu mir zurück, ohne dass ich etwas vom Gespräch gehört oder gesehen hätte. Meine Mutter setzte

sich in den Wagen, die Füße an der Beifahrerseite hinausgestellt. „Ich muss erst mal eine rauchen!“

Das war alles, was ich von ihr vernahm. Ich traute mich nicht, etwas zu sagen, da ich nicht wusste, wie sie reagierte. Lieber hielt ich meinen Mund und beobachtete die Sache, so wie ich es meistens tat. Meine Mutter rauchte sonst nie im Auto, das konnte sie nicht ausstehen. Ebenso wenig wie draußen. Dass sie es jetzt tat zeigte auch mir, dass etwas nicht stimmte.

Ein Gefühl suchte mich heim, das mehr zu sein fürchtete als nur das.

Die Luft im Wagen war plötzlich dick und schwer, obwohl beide Türen geöffnet waren. Der Qualm zog zu mir durch und mir wurde schlecht davon, doch ich wollte mich nicht beschweren. Es wäre nicht richtig gewesen, jetzt so etwas zu sagen. Auch wollte kein Laut aus mir heraus, gelähmt und eng war meine Stimme.

Meine Mutter schien unglaublich weit weg. Ängstlich wartete ich ab. Ich wusste nicht, was passiert war, und es sagte mir auch keiner. Und dass ich stumm war nahm mir auch niemand übel.

Aber nach einigen Tagen wurde ich ärgerlich. Schließlich ahnte ich, dass etwas nicht stimmte. Aber jeder tat, als ginge alles seinen gewohnten Gang. Nur dass die Luft schwer blieb und einen jeden am Atmen hinderte, wollte keiner bemerken. Über alles wurde gesprochen, und Dinge wanderten von Person zu Person, die eigentlich nur uns gehörten. Auch ich hörte viel, doch gesprochen wurde mit mir nicht.

Und selbst wusste ich nicht, wie es ging.